sind die Druſen mit ihrer geheimnisvollen religiösen Mystik. Und daneben gibt es noch die harmlosen, stets verfolgten Jeſiden, die einen heillosen Respekt vor dem Teufel haben und deshalb Teufelsanbeter heißen. In Nordsyrien leben die Alauiten, die sogar innerhalb des angeblich so einigen Syriens einen eigenen Staat bilden, wilde Kerle, deren Geheimreligion bis heute nicht ganz erforscht ist. Dann gibt es Bektaschis und andere halbmuſelmanische Sekten, ferner die beiden großen Gruppen von Muſelmanen, die Schiiten und die Sunniten, die einander hassen, wie man nur irgend hassen kann, und schließlich neben den jüdischen Sekten die vielen, unheimlich vielen christlichen Sekten, die außerhalb der drei großen christlichen Bekenntnisse ein Leben für sich führen.

Aber auch das eine der drei großen christlichen Bekenntnisse, die griechisch-orthodoxe Kirche, zerfällt wieder in Unterabteilungen, die alle besonders in Jerusalem vertreten sein wollen, die bulgarisch-orthodoxen und die griechisch-orthodoxen und noch andere mehr. Dann sieht man Maroniten und Jakobiten, syrisch-katholische, chaldäische, armenische, griechisch-katholische (unierte), koptische und noch andere Priester, die alle, außer denen, die — wie die Kopten — nur zu Besuchszwecken im Heiligen Lande sind, einen politischen Einfluß auszuüben trachten.

Man stelle sich einmal ein so kleines Land vor wie den Libanon, der ja selbst wieder nur ein kleiner Teil des an sich auch nicht gerade großen Syrien ist: In diesem winzigen Lande, das sein eigenes Parlament bekam, streiten sich die beiden muſelmanischen Lager, die Druſen, die Maroniten, die Griechisch-Orthodoxen und die Griechisch-Katholischen um den Einfluß auf die „Regierung", und es fällt nicht schwer, sich auszumalen, was dabei an positiven Erfolgen herauskommen kann.

Ein gut Teil der Politik des Vorderen Orients scheiterte immer wieder an der Uneinigkeit der vielen Sekten, gleichviel, ob es sich um einen Freiheitskampf oder um einen Aufbau handelte. Nur der traurigen französischen Mandatsleitung Syriens blieb es vorbehalten, wenigstens einmal eine gemeinsame Front zu schaffen, eben bei jenem „Druſenaufstand", der bekanntlich nur am Anfang von den Druſen ausging und dann das ganze Land ergriff, mit wenigen Ausnahmen alle mitriß, gleichviel welcher Sekte sie angehörten. Nur ein kleiner Teil der christlichen Bevölkerung stand damals hinter Frankreich — und so ist es bis heute geblieben.

Nun kann wirklich niemand behaupten, daß dies Bild, das die christliche Kirche im Vorderen Orient bietet, den Andersgläubigen sehr imposant erscheinen dürfte. Nicht der vielen Sekten wegen. Jede Religion weist dergleichen auf, und die umwohnenden jüdischen und muſelmanischen Gemeinden kennen diesen Anschauungskampf aus den eigenen Reihen. Nein, nicht deswegen, sondern des äußeren Kampfes wegen, gegen den von so vielen, klar sehenden Priestern verschiedener Bekenntnisse immer wieder vergeblich angekämpft wird.

Wer Bethlehem, wer nur die Grabeskirche Jerusalems kennt und in ihrer Geschichte bis in die jüngsten Jahre etwas bewandert ist, weiß um was es sich handelt: Ein ewiger Kampf spielt sich hier ab, ein Kompetenzstreit um dieses oder jenes „Recht" oder diese oder jene „Pflicht": Da darf ein Bischof, ein Fürst nicht empfangen werden, da geht der Streit darum, ob dieser Teppich oder jene Lampe den Orthodoxen gestattet werden dürfe oder ob die Katholiken nicht schon zu viele haben. Und dergleichen Wichtigkeiten mehr.

Spielten sich diese Streitereien im stillen ab, so könnte man an Zwistigkeiten innerhalb einer Familie denken; aber sie arten bekanntlich immer wieder zu Tätlichkeiten aus, zu Rauſereien, Schlägereien, die sogar noch heute die Einrichtung einer Wache in der Kirche zu Bethlehem rechtfertigen sollen und die auch schon vor langer Zeit dazu geführt haben, daß der Hauptschlüssel zur Grabeskirche, einem der größten christlichen Heiligtümer, von einem Muſelmanen bewahrt wird, damit der ewige Streit um das Recht des Schlüsselbewahrens ein Ende finde.

Dieses unerfreuliche Bild des Kleinkrieges ist wie ein Spiegel des gesamten Sektenkampfes im Vorderen Orient. Die großen nationalen Ideen, die von Zeit zu Zeit auferstehen und zur Einigkeit mahnen, wurden mehr als einmal von der Zwiespältigkeit und Eifersucht der einzelnen Sekten, ob Christen, Muſelmanen oder in jüngster Zeit auch Juden, erstickt. Und gerade um die Osterzeit gibt diese ewige Wiederkehr bekannter Vorgänge zu denken, läßt sie fragen, wohin wohl die Politik all dieser Staaten und Ländchen des Vorderen Orients schon gelangt wäre, wenn nicht immer wieder der Wahabite seinen Feind im anderen Muſelmanen ebenso sähe wie der Maronit im Armenier, der Druſe im Christen überhaupt oder der Grieche im römischen Katholiken. Und doch muß man sagen: Wie tief muß der kleine Unterschied, der viele dieser Sekten trennt, heute schon verankert sein, wenn er sie so oft blind macht gegenüber den Erfordernissen mancher wichtigen nationalen Frage! So muß man doch immer wieder feststellen, daß die größte Triebfeder aller Vorgänge, besonders aller negativen Vorgänge im Vorderen Orient, selten eine nationale, fast immer eine religiöse Idee ist. Größe und Vergehen wurzeln in ihr.

—⊙—

Am Ausguck

Alte englische Karfreitagsgebräuche.

Seit jeher sind mit dem Stillen Freitag die verlei seltsame, häufig auf abergläubischen Vorstellungen beruhende Gebräuche verbunden gewesen. Einer der eigenartigsten wird aus dem Londoner Kirchspiel St. Bartholomew the Great überliefert. Hier war es lange Zeit hindurch Brauch, daß am Karfreitag der Pfarrer 21 Six-Pence-Stücke auf einen Grabstein des benachbarten Friedhofes legte; das Geld wurde dann von ebenso vielen Witwen aufgesammelt. Die Sitte beruhte auf der letztwilligen Verfügung einer Edelfrau aus dem Mittelalter, die in ihrem Testament eine bestimmte Summe für die Karfreitagspredigt aussetzte und ferner bestimmte, daß die 21 Six-Pence-Stücke — früher wohl eine ansehnliche Summe — über ihrem Grabe verteilt werden sollten. Im Laufe der Zeit ist der Stein über der letzten Ruhestätte der Erblasserin verschwunden, so daß heute nicht einmal mehr die genaue Lage des Grabes bekannt ist. Gleichwohl wurde bis vor nicht langer Zeit alljährlich am Karfreitage das Geld auf einen Grabstein gelegt und verteilt. Besonders eigenartige mutet eine Bestimmung in dem Testamente an, wonach „jeder, der zu steif in den Gelenken ist, um das Geld selbst aufzuheben, von der Verteilung ausgeschlossen sein" soll. Offenbar wollte die Verstorbene dadurch zum Ausdruck bringen, daß niemand zur Erlangung des Geldes die guten Dienste Dritter in Anspruch nehmen dürfe. — In einem anderen Kirchspiel erhalten auf Grund einer Bestimmung aus dem Jahre 1537 die sechzig jüngsten Angehörigen eines großen Hofpitzes, die am Stillen Freitag dem Gottesdienst beiwohnen, je ein neues Pennystück und eine Tüte mit Rosinen. Ferner bekommen die eine gewisse Schule besuchenden Kinder eine Korinthensemmel und ebenfalls einzelne Geldstücke, und zwar je nach dem Alter von einem Penny bis zu einem Shilling. Und endlich wurde auch jeder Bedürftige des Kirchspiels mit einem Shilling und einem Laib Brot bedacht. Warum diese zum Teil sonderbaren Spenden gerade am Karfreitag verteilt wurden, läßt sich nicht mehr feststellen.

Der Olivenbaum von Beaulieu.

Die letzte Nacht vor seinem Tode verbrachte der Heiland im Garten Gethsemane, und seine Tränen netzten die Wurzeln der alten Olivenbäume. In Erinnerung an diese Stunde versäumt in der Osterwoche kein Einwohner des französischen Ortes Beaulieu an der Riviera, nach einem bestimmten alten Olivenbaum zu pilgern. Die Legende schreibt diesem Methusalem unter den Oliven ein Alter von beinahe zweitausend Jahren zu und erzählt, sein Samen sei in frühchristlicher Zeit durch einen Glaubensboten vom Garten Gethsemane an die Riviera gebracht worden.

Allerlei vom Osterei.

Gleich vielen anderen unserer alten Volksgebräuche beruht auch die Sitte, sich zum Osterfest mit Eiern zu beschenken, auf heidnischen Ursprüngen, wenn auch die Zusammenhänge sich nicht immer nachweisen lassen. Schon zu sehr früher christlicher Zeit pflegt man mittels eines sehr scharfen Instrumentes Eier der Länge nach durchzusägen; der Inhalt wurde dann entfernt, die Schale gereinigt, getrocknet, mit Goldpapier eingefaßt und mit auf Seide gemalten Heiligenbildern verziert. Zwei Paar farbiger Seidenbänder wurden zum Schluß an dem Osterei angebracht, das dann von jungen Leuten ihrer Angebeteten als Erinnerungsgabe überreicht wurde. — Der im Ei schlummernde Keim, der aus der scheinbar toten Schale zum Leben durchbricht, wurde schon früh mit dem Gedanken der Auferstehung in Verbindung gebracht. Auch dies erinnert an altägyptische Vorstellungen, denn im Pharaonenreiche galt das Ei als Sinnbild der Verjüngung und Wiedergeburt. — Eine eigenartige Bestimmung fanden Ostereier in England, indem man mit ihnen früher seine Pacht oder Miete zu bezahlen pflegte. — Ostereier standen in einzelnen Ländern hoch im Preise. In vielen Bauernhäusern zierten sie den Kamin und wurden als Erbstücke von einem Geschlecht dem anderen vermacht. — Die Sitte des Eierfärbens ist gleichfalls schon viele Jahrhunderte alt. In England pflegte das gemeine Volk die rote Farbe zu bevorzugen, um so auf die Farbe von Christi Blut anzuspielen. In Venedig trugen sie auch häufig das Bild des Gebers.

Florentinisches Feuerwerk.

Florenz kann sich rühmen noch heute einen altbergebrachten Osterbrauch zu pflegen, der in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hat, den Scoppio del Carro, zu deutsch: das Wagenplatzen. Am Mittag des Osterſonntagabends ist Hochamt im Dom, das an diesem Tage besonders von der Landbevölkerung Toskanas besucht wird. Während das Gloria entzündet ein Priester an einem Stein vom Heiligen Grab, den Kreuzfahrer aus Jerusalem nach Florenz gebracht haben sollen, eine Rakete in Form einer Taube, die Colombina. An einer Schnur, die der Länge nach durch die Kirche gespannt ist, saust das Geschoß ins Freie. Auf dem Domplatz steht vor dem Hauptportal ein Garren voll Feuerwerk, der mit vier weißen Ochsen aus der königlichen Domäne in den Cascinen bespannt ist. In seine Deichsel hinein fliegt die Rakete und bringt das Feuerwerk zur Entzündung. Vom Rauch und von der Wirkung der Rakete geblendet, die tosenden Bauern die den Domplatz zu Tausenden füllen, auf den Anstoß der Ernte schließen zu können. Schlägt die Rakete schnell und ungehemmt durch die Kirche und bringt sie das Feuerwerk rasch und möglichst restlos zur Entzündung, so hoffen sie mit Bestimmtheit auf ein gutes Jahr. Der Rest des Feuerwerks, der nicht schon vor dem Domportal in die Luft geht, wird sofort auf der neben Piazza Vittorio Emanuele auf einem kleinen Scheiterhaufen verbrannt. Bemerkenswert ist das Verhalten der Zuschauer, die trotz der um ihre Ohren pfeifenden Schwärmer und Frösche nicht die Ruhe verlieren.

Hunderttausend Ostereier rollen zum Weißen Haus.

Auch in den Vereinigten Staaten sind die Ostereier bekannt, und in der Bundeshauptstadt Washington spielen sie eine ganz hervorragende Rolle. Das ganze Jahr über liegt das Weiße Haus in unnahbarer, würdevoller Abgeschlossenheit, und höchstens ein großes Sommerfest sieht weißbeschuhte Füße über den gepflegten Rasen gleiten. Doch am zweiten Osterfeiertag gehört der Garten des Weißen Hauses für einige Stunden den Kindern allein. 30 000 zukünftige Wähler überfluten den Park, jeder mit einem Körbchen Ostereier bewaffnet. Am Eingang des Gartens beginnt das große Vernügen, das Ostereierrollen. Jedes Kind versucht ein oder mehrere Eier über den kurz geschnittenen Rasen hinweg möglichst schnell nach der blendenden Südfront des Weißen Hauses zu rollen. Zusammenstöße sind unvermeidlich, bilden aber gerade den Hauptspaß des Tages, ähnlich unserem deutschen Ostereierknicken. Kinder sämtlicher Bevölkerungskreise beteiligen sich an dem Vergnügen, und die Standesunterschiede sind für Stunden verwischt. Für den Präsidenten ist es eine Anstandspflicht, der er sich nie entzieht, diesem Treiben von Portikus des Weißen Hauses aus zuzusehen, und der empfängt er auch an diesem Tag die Frauen der Kabinettsmitglieder und deren Kinder. Der einzige, dem Ostereierrollen trotz der lustigen Marschmusik Kummer bereiten dürfte, ist der Gartendirektor des Weißen Hauses, denn nach Beendigung des Kinderfestes sieht sein gepflegter Rasen einem Schlachtfeld ähnlich.

Feuer und Wasser als Ostersymbole.

Es ist eigentümlich, daß Feuer und Wasser, die beiden feindlichen Elemente, in gleicher Weise als Ostersymbole dienen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die einerseits läuternde, reinigende, andererseits lebenfördernde Kraft sowohl des Feuers als auch des Wassers ihnen ihre Stellung als Sinnbilder des Erlösungs- und Auferstehungsgedankens eingetragen hat. Das zu begreifen, ist beim Wasser, dem reinigenden und für alles Gedeihen unentbehrlichen Element, nicht schwer. Dem Feuer dürfte seine schon in den ältesten Zeiten bekannte Rolle bei der Einleitung chemischer Reaktionen, namentlich aber für die Gewinnung reiner Metalle zu seiner Bedeutung als Ostersinnbild verholfen haben.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sanß, Altena.

Sein Art und Seine

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 13 — Mittwoch, 27. März — 1929

Karfreitag in Ligurien

Von Ernst Otto Reidhart.

Während in den nördlicheren Strichen — wohl aus Gründen des Klimas und der Tradition — der Gedenktag der Bethlehemitischen Geburt Glanz- und Höhepunkt der christlichen Feste bezeichnet, hat von Alters her Italiens Kirche den der Auferstehung in den Vordergrund gerückt. „Ostern in Rom" ist aus dieser Tatsache heraus alljährlich ein beliebtes Thema für alle Schilderer des Kultus geworden, und die aus solchem Anlaß erfolgten Beschreibungen aus der Ewigen Stadt sind allgemein bekannt.

Weniger Gemeingut aber darum nicht minder interessant sind die Gebräuche, die sich an der Ligurischen Küste an den Tag der Kreuzigung des Herrn knüpfen. Ihren wesentlichen Schauplatz bildet Savona. Das kleine und fleißige ligurische Industriestädtchen, das um die Wende des 19. Jahrhunderts Hauptquartier Napoleons während seines italienischen Feldzuges war und den Korsen in seinen Mauern beherbergte, pflegt also ein fromme Tradition.

In den Abendstunden des Karfreitags bewegt sich hier alljährlich und seit ungezählten Jahrzehnten ein ganz eigenartiger Fackelzug durch die malerischen Straßen der Hafenstadt. In seinen Reihen tragen Geistliche und Konfratres beim Wehen der Kirchenfahnen und unter dem Dufte der Weihrauchfässer uralte Skulpturen aus Genua und Piemont, welche die Schöpfung der Welt, den Sündenfall und die Passion verkörpern. Diese Kunstwerke, die wenigstens zum Teil auf ein sehr hohes Alter zurücksehen, bilden Savonas kostbarsten Kirchenschatz.

Die Einrichtung dieser Savoneser Karfreitagsprozession, deren erster Teil ursprünglich schon am Gründonnerstag abgehalten wurde, reicht bis in den Beginn des 16. Jahrhunderts zurück. Die ältesten Berichte darüber stammen aus dem Jahre 1500. Von geringfügigen, durch die jeweiligen Zeitumstände bedingten Unterbrechungen einmal abgesehen, hat sich diese fromme Uebung in Savona vor jedem Osterfest wiederholt. Tausende und Abertausende hat sie in jedem neuen Jahre, teils als fromme Teilnehmer, teils als andächtige Zuschauer, aus dem ganzen Ligurien und dem nahen Piemont in das Küstenstädtchen gelockt.

Denn es handelt sich hier um einen Karfreitagsbrauch, den man wohl ohne die geringste Uebertreibung als eigen- und einzigartig in der ganzen Welt dastehend bezeichnen darf.

Papst Pius VII. hat dieser Savoneser Karfreitagsprozession seine ganz besondere Aufmerksamkeit zuteil werden lassen. Die Folge dieses seines warmen Interesses bestand darin, daß die möglichst glanzvolle Ausgestaltung dieser Zeremonie Privileg des Priors der Lokalen Savoneser Brüderschaften ward.

Sinn und Inhalt der Feier bildet eine stumme, aber gerade darum um so tiefer wirkende Darstellung der Passion. Im unsteten Flackerscheine der Fackeln wirkt sie unvergeßlich auf den Beschauer.

Savonas alter Dom ist im Jahre 1542 zerstört worden. Aus dem würdevollen Portale des neuen, schon 1604 vollendeten tritt die Spitze des Zuges. Sechs Trommler und eine große Zahl von Fackelträgern schreiten voran, ihnen folgen die Mönche, die das „Kreuz des Leidens" auf ihren Schultern tragen. Flammende Lohe geleitet über dieses Bild dahin, und so wirkt das Ganze unwahrscheinlich, gewissermaßen herausgezaubert aus einer anderen Welt.

Sämtliche Symbole der Passion umgeben das Kreuz, nicht nur den Sinn dieses einen Tages, sondern den einer ganzen Weltanschauung widerspiegelnde Kreuz.

„In hoc signo vinces!" (In diesem Zeichen wirst du siegen.)

Das scheint die Lehre zu sein, die uns aus dem Gesange der psalmodierenden Priester und Mönche in dem alten Savona entgegen tönt. Blumenstreuende Kinder ebnen den Pfad verklärten Leidens, und in den auf den Schultern der Brüder ruhenden Bildern entrollt sich der Menschheit unbegreiflicher Weg, Adam und Eva! Die Verheißung des Erlösers!

Die meisterlich ausgeführte Gruppe setzt sich aus sechs lebensgroßen Figuren und vier kleinen Engeln zusammen. Den Mittelpunkt bildet der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, zu dessen Füßen Adam und Eva, in Ketten gefesselt stehen. Sie werden aufgerichtet durch den Anblick der symbolischen Figur des Glaubens, in deren Händen das Kreuz des Erlösers strahlt, indessen Engel der Menschheit Bande lösen und der Tod der Verzweiflung verfällt. Die Rückseite dieses Bildes ist ein Meisterwerk des zur Zeit der Schöpfung erst fünfundzwanzigjährigen Filippo Parodi aus dem Jahre 1791 und stellt den Erzengel dar, wie er mit feurigem Schwerte die Schlange vom ersten Menschenpaare vertreibt.

Wesentlich älter als diese Darstellung ist die nun im Zuge folgende „Verkündigung", die von dem Genuesen Antonio Maria Margliano (1664—1741) herrührt.

Auch die nächste ergreifende Gruppe „Jesus im Garten Gethsemane" wird auf diesen Meister zurückgeführt.

Sie wird übertroffen durch das moderne Werk „Der Judaskuß". Ein Trentiner, Giuseppe Rungaldier aus Ortisei im Val Gardena, hat es in vier Monaten geschaffen und damit bei der ersten Ausstellung in Savona berechtigtes Aufsehen erregt. Es folgen: „Jesus am Marterpfahl", „die Geißelung", „die Dornenkrönung", „Ecce Homo", „Jesus bricht unter dem Kreuz zusammen", „das Leiden am Kreuze", „der Kreuzestod", „die Kreuzabnahme", die „Pieta", die „Mater Dolorosa" und die „Grablegung".

Das „Heilige Kreuz" beschließt als letztes der Mysterien den nicht endenwollenden Zug. Es ist Eigentum der Archibrüderschaft der Heiligen Dreifaltigkeit und gehört zu den sehenswertesten seiner Art. Die Schlange, das Prinzip des Bösen, windet sich um den Baum, aus dessen Aesten sich strahlend das Kreuz des Erlösers hebt. Die Hauptfigur dieser Gruppe ist Moses, der die von Gewissensbissen gefolterten Juden auf das heilige Zeichen der christlichen Erlösung verweist. Es bildet nicht nur den Abschluß, sondern auch den Glanzpunkt der ganzen Savoneser Karfreitagsprozession. Ein reicher Baldachin, unter dem es getragen wird, ist von dem gesamten Klerus und von Hunderten von Kreuzträgern umgeben. Ihm schließt sich die gläubige Menge in Gruppen an.

—⊙—

Das Ei als Kultsymbol

Von Professor Dr. Karl Roth-München.

Von Weihnacht ab hat jede unserer Festzeiten ihr eigenes Zeichen, nur wir besser ihr Kultsymbol. Denn symbolisch ist alles von Weihnacht durch die Zeit der Fastnacht über Ostern bis Pfingsten, Gebäck und Gebräuche; alles gilt der Feier des erwachenden und erwachten Lebens in der Natur. So herrscht um Ostern, die Zeit des wirklich erwachten Lebens, das Ei, dieser Urstoff, aus dem alles Leben ersteht. Als natürliches Erzeugnis, in seiner symbolischen Bedeutung durch Farben, Aufschrift und bildlichen Darstellungen noch besonders hervorgehoben, oder als Kunstprodukt in Marzipan oder Schokolade zu Geschenkzwecken dienend, in allen Fällen weist es auf das erwachende Leben hin. Das Ei beherrscht die beginnende Frühlingszeit. Aber nicht nur bei uns. Man hat es fast einseitig mit speziell germanischem Gebrauch in Verbindung gebracht und eine Erklärung für seine Vorherrschaft im altgermanischen Haushalt zu finden gesucht, in dem der Winter gehörig mit den vorhandenen Fleischvorräten aufgeräumt hat, die erst der Sommer wieder ergänzen konnte, so daß man notgedrungen jetzt auf die Produkte der wieder eifriger tätigen Hühner zu greifen gezwungen war. Das dürfte aber nur eine gesuchte, wenngleich durch die tatsächlichen Verhältnisse auch gegebene Erklärung sein. Das Ei spielt seit urältesten Zeiten im Kult eine bedeutende Rolle; es wird zum Symbol des Lebens. Nicht immer scheint es auf den ersten Blick, wenn man in fernste Zeiten zurückschaut, als solches. So spielt es z. B., wie uns Grabfunde belehrten, die uns in weit zurückreichende Zeiten führen, im Kreise der vorindogermanischen Mittelmeerbevölkerung und durch diese so stark beeinflußt bei der später folgenden indogermanischen Welt eine ganz besondere Rolle im Totenkultus, der scheinbar mit dem Leben nichts zu tun hat.

Eier werden dem Toten mit ins Grab gegeben. So fanden sich in den Nekropolen der nordwestlich von Rhodos gelegenen Insel Telos neben Fischknochen und Feigen vor allem Eier; ebenso in Gräbern in Eleusis und in dem bekannten marathonischen Grabhügel als Opfergaben für die gefallenen Helden. Auch auf ägyptischem Boden förderte die deutsche Orientgesellschaft bei ihren Grabungen in Abusir als Totenbeigaben neben Haselnüssen, Mandeln, Datteln und Granatäpfeln auch Hühnereier zu Tage. In anderen Gräbern, so in Aliveri auf Euböa und in einem Grabe bei Panticapaeum in der russischen Krim lagen Eier in Vasen, Körbchen und silbernen Gefäßen. Noch häufiger treten diese Eierabgaben auf italienischem Boden, namentlich in etruskischem Gebiete auf. Bolona, Cotrone, Vulci, die Insel Ischia sind dafür Zeugen. Als besondere Prunkstücke galten Straußeneier, wie Schliemann solche schon in dem von ihm geöffneten ersten Schachtgrab in Mykene fand. In der tomba dell'Iside in der einst etruskischen Stadt Vulci lagen sechs Straußeneier, die wie Vasen auf Fußgestellen ruhten und mit einzelnen oder bemalten Ornamenten sowie bildlichen Darstellungen reich verziert waren. Auch künstlich gefertigte Eier finden sich schon als Grabbeigaben. Schon in Troja fand Schliemann im Schutte der zweiten Ansiedlung, also aus sehr weit zurückreichender Zeit, ein Ei aus Aragonit und in Tiryns eines aus Alabaster. Das Berliner Museum besitzt ein schwarzfigurig es Ei aus Ton, 60 Millimeter hoch, das durch die darauf befindliche Abbildung einer Totenklage ganz deutlich die Beziehung des Eies zum antiken Totenkult zeigt. Verschiedene solche bemalte Eier sind uns auch aus Italien erhalten. In Grabhügeln am Lubanfluß (Südwestrußland) fanden sich ebenfalls solche. Und selbst germanischen Gräbern waren solche Eierbeigaben nicht fremd.

Welche Bedeutung dem Ei beigelegt wurde, zeigen die vielfachen Abbildungen auf Denkmälern, die in Beziehung zum Totenkult stehen. So weiht auf einer in Berlin befindlichen Stele aus Chrysapha ein Mann einen Hahn und ein Ei, eine Frau Granatäpfel und Blumen. Auf einem anderen uns erhaltenen Denkmal hält eine sitzende Frau in der Hand einen Granatapfel und eine Blume und ihr nahen sich drei Frauen, von denen eine einen Mohnkopf und eine Blume, eine andere ein Ei bringt. Die andere Seite zeigt einen Jüngling mit einem Hahn. Alle sind Symbole: Mohnkopf, Granate, Ei und Hahn, alle Symbole des Werdens und Lebens. Auf einem böotischen Mischkrug ist auf einem Diwan ruhend ein bärtiger Mann abgebildet, der mit der rechten Hand einer sich emporringelnden Schlange einen Becher entgegen reicht, während er in der Linken ein Ei hält. Es ist Asklepios, der Gott der Heilkunde, dessen

Kult ja eng mit dem Totenkult verknüpft ist. In der Schlange ist die Seele des Verstorbenen verkörpert, und wir sehen auf pompejanischen Wandgemälden, wie den Hausschlangen Eier als Opfergaben dargebracht werden. In späterer Zeit finden wir das Ei als kosmogonisches Symbol in den Mysterien des Dionysos. Ist doch Dionysos ursprünglich eine Erd- und Vegetationsgottheit. So wie dem Ei auch in den orphischen Kosmogonien eine Rolle, indem nach deren Lehre aus der unteren Schale des Eies die Erde, und aus der oberen der Himmel entstanden sei. Diese gleiche kosmogonische Anschauung tritt uns im finnischen Epos Kalewala und in Japan entgegen.

Im Totenkult des alten Mittelmeerkulturkreises spielte also das Ei eine ganz bedeutende Rolle. Hier ist es aber nicht bloß etwa Totenspeise, sondern hat schon tieferen Sinn. Wie die neben ihm auftretenden Granatäpfel, Mohnköpfe und Saatkörner weist auch das Ei auf eine Neuerzeugung hin, auf eine Erneuerung des Lebens. Es ist von einer geheimnisvollen Lebenskraft erfüllt. Deshalb aßen ja auch die Pythagoräer keine Eier, um diese Lebenskraft nicht zu zerstören, während man sonst im Volke und so auch noch bei uns, gerade in ihrem Genuß ein anregendes Fruchtbarkeitsmittel sieht, das Lebenskraft und Wachstum fördert. So spielt das Ei auch bei uns noch in vielen Gegenden gerade in agrarischen Bräuchen eine diesbezüglich große Rolle. Eier werden in den Acker gesteckt, an den Maibaum gehängt, in die letzte Garbe gebunden; der schwedische Bauer legt, wenn er seinen Flachs aussät, ein Ei in den Saathorb, und die Bäuerin besetzt ihn bei der Aussaat und spricht vor sich hin die Worte: „Dick und lang". Ein Ei wird vielfach in den Brautkuchen gesteckt und unser aus Teig hergestellter Osterhase erscheint nie ohne sein gefärbtes Ei. Es war für die Menschheit seit ältesten Zeiten das Symbol der Lebenskraft, und diese — darin liegen die Zusammenhänge mit dem antiken Totenkult — suchen auch die Toten wieder. So drängen sich schon im homerischen Epos die Schatten der Unterwelt, als Odysseus diese aufsucht und den unterirdischen Göttern ein blutiges Opfer bringt, an die Blutsäume und schlürfen gierig vom Blute des Opfertieres, um seiner Lebenskraft teilhaftig zu werden. Es machte eben seine lebenerzeugende Kraft auch das Ei zu einem Hauptobjekt des antiken Totenkultes.

In christlicher Auffassung galt schon immer das Ei als Symbol des aus dem Grabe zu neuem Leben erstandenen Erlösers. So ist auch unser Osterei nichts anderes als ein Symbol der Lebenserneuerung in der Natur und wird deshalb bei uns in der Zeit des wieder erwachten Lebens reichlich genossen. Doch beschränkt sich sein Geltungskreis nicht etwa auf den germanischen Kulturkreis, sondern erstreckt sich über ganz Europa und Asien, und in Armenien habe ich das gleiche Spiel des Eierpickens vorgefunden, mit dem unsere Jugend sich in den Ostertagen so eifrig beschäftigt. Gerade hier lassen sich interessante Ausblicke und Zusammenhänge verfolgen. Ist in den südlichen Ländern das Ei mit seiner lebenspendenden Kraft mehr zum Totenkult in Beziehung gebracht, so steht es in den nördlichen Ländern in Zusammenhang mit dem wirklich wirkenden Leben. Ihm gehören alle die Belustigungen und Eierspiele an, die sich seit alten Tagen bis auf unsere Zeit gerettet haben. Ueberall war das Ei das Symbol des nie endenden Lebens, der steten Erneuerung durch unbesiegbare Lebenskraft, des Willens zum Leben.

—⊡—

Ostertage in Cádiz

Von Dr. Ludwig Halla-Wien.

Voll Rauschseligkeit schimmernden Prunkes feiert Spanien seine hohen Kirchenfeste. Welche Märchenpracht perlgestickter, goldflirrender Meßgewande holt dann die Domgeistlichkeit aus kerkervergitterten Schatzkammern, die einst die Goldländer Mexiko und Peru mit Opfergaben heimkehrender Sieger füllten! Wo aber könnte man Ostern farbenwogender erleben als in Andalusiens sonnigem Süden? Hier nur erklingt die ganze Tonleiter menschlicher Gefühle, von der Tiefe von Leid und Zerknirschung bis zum überschäumenden Aufjubeln quecksilbriger Volksfreude, die uns Deutschen aus Neue verblüfft.

Cádiz ist Spaniens Lagunenkönigin am freien Weltmeer, eine letzte Warte des alten Europa: nur eine dünne Zunge sandiger Düne verbindet die leuchtende Stadt mit dem Festland. Kreuzt man von Puerto Santa Maria kommend auf kleinem Dampfer die Bucht, so taucht der Stirnreif von Cádiz' Türmen in frühestem Morgenstrahl wie aus amethystener Schale empor: ein weltfremdes Traumgespinst voll holden Schmelzes wie verklingendes Geigenspiel in der Ferne.

Die drei Jahrhunderte, da Silberflotten für Spaniens Krone vom neuentdeckten Amerika herüber schwammen, sind längst verweht, der königliche Freibrief für Kolonialhandel vergilbt und erloschen. Noch 1770 übertraf dank seiner Cádiz an Reichtum das London von damals. Heute freilich ist es um die Lagunenfürstin stiller geworden, doch hat sie vom Marmorglanz alter Baufreude noch manches bewahrt.

Wonnig lau deucht uns der Morgen und lockt zu zeitlosem Sinnen auf einem der Zierplätze mit stolzen Palmen, Drachenbäumen und seltenen Gewächsen heißerer Erdgürtel; bunte Blumenpracht dazwischen. Man kann halb Cádiz unter Dattelpalmen umwandern, die seinen Seewall umkränzen. Hoch stieben Sprudel- und Schaumkämme zum Ring seiner Muschelkalk-Klippen empor. In jenem Vorwerk, das wogengepeitscht auf dem Sattblau des Atlantik zu gaukeln scheint, fand man Spuren eines Herkulestempels, dessen Heros heute noch, zwei Löwen bezwingend, im Wappen der bald dreitausendjährigen Stadt sich emporrecht.

Schon ehe die Büßerzüge der nahen Karwoche anheben, flackert etwas vom Reuegeist altspanischer Mystik vor uns auf. An den Wänden der Gemäldehalle scharen sich die abgehärmten Karthäuserheiligen des Malers Zurbaran. Dort drüben beklemmt leichenfahl und jenseitig ein Gekreuzigter vom Pinsel des Greco, jenes Malerjenderlings zu Toledo. Holdseliger dünkt es uns, auf der Wanderung die Himmelskönigin nen des Murillo aufzusuchen. In stiller Nonnenkapelle sehen wir inmitten bronzener Himmelsglorie die Unbefleckte emporschweben.

Zum Schönsten in Cádiz gehören die Tönungen und Tinten von Luft und Meer, das Opalschimmern des Wellenspiels, der unerhörte Goldglanz der Sonnenuntergänge besonders zum Ausschichtsturm der Vigia gesehen. Dort drocen weicht schon am hellichten Tage die Buntheit der Häuser dem überraschenden Bild ihrer schneeweißen Flachdächer mit zahllosen Aussichtstürmchen: eine Stadt Marokkos scheint zu unseren Füßen aufzublenden.

Ein arabisches Märchen vollends erzählt uns diese Warte, wenn der erste Frühlingsvollmond sein silbergüssiges Licht über das verzauberte Cádiz ausgießt, breite Strahlenbänder über der Bucht aufzüngeln und luftige Geisterreigen die Azoteas, die Söller, bevölkern.

Doch sammeln wir uns im Geiste zur Würde der Kirchenfeste! Mächtig wölbt sich aus gelbem Sandstein die Domkuppel am Südwall empor, das Weltmeer brandet zu ihren Füßen. Wir bewundern hier die abgerundetste Raumleistung spanischen Spätbarocks. Welcher Wohllaut schwingt im Inneren mit seiner rhythmischen Bewegtheit des Linienspiels! Der Reichtum malerischer Ueberschneidungen steigert sich bühnenhaft nach dem Hochaltar zu. 300 korinthische Säulen und alle Pracht carrarischen Marmors wecken indes nur unsere Sehnsucht nach dem Hochdrang von Spaniens gotischen Münstern.

Gründonnerstag vollzieht hier das ganze Kapitel im Prachtornat die Weihe des heiligen Oeles für die Sterbenden. Schöne Frauen und Mädchen wallen dann in schwarzer Spitzenmantilla von Kirche zu Kirche nach den heiligen Gräbern zwischen Weihrauchwolken und Strömen von Blumenduft. Fast scheint uns der Trauerstaat als erlesenster Rahmen für soviel Liebreiz.

Karfreitag aber sieht den feierlichen Umgang der Bruderschaften mit ihren Leidensfiguren. Noch bis weit ins 18. Jahrhundert wankten halbnackte, vermummte Geißlerzüge blutüberströmt in gespenstischem Fackelschein einher, von den Klagerufen der Menge befeuert. Vor allen Pfarrkirchen versammelt man sich auch heute zur Bußfahrt. Paarweise schreiten die Nazarener in ihrer Spitzgugel verlarvt wie Richter der Feme in schwarzen, weißen und veilchenfarbenen Seidenkutten einher, eine Kerze in der behandschuhten Rechten, die Geißel freilich gehört der Geschichte an. Kräftige Männer heben die Tragbühnen mit den Marterfiguren. Am ergreifendsten, voll Lebenswahrheit und religiöser Hingabe der Christus des Sevillaner Martinez Montanez. Tieftraurig in ihrem Haine von Kerzen Maria mit blassem Antlitz und blutlosen Lippen; spanischem Volksglauben erscheint ihr Mutterschmerz bedrückender als Christi Qualen. Unter dumpfem Trommelwirbel wanken die heiligen Gestalten zum Dome. Altes Herkommen will es, daß an diesem Tage der Gnade selbst die Strafgefangenen aus einiger Ferne wenigstens eine der Gruppen erspähen dürfen.

Weder die Auferstehungsfeier beim Geläut von hundert Glocken noch der Prunk des Osteramtes im Dome vermag die von der Karwoche genugsam erschütterte Menge zu rühren, denn alles fiebert schon in Erwartung des großen Stiergefechtes.

Ostersonntag um drei drängen dann Tausende vor das Stadttor zur Plaza. Auf feurigen Rappen sprengt der Alguacil in altspanischer Pracht durch den gelben Sand zur Präsidentenlaube. Mit gespannter Kraft rast der Stier in den prallen Sonnenschein. Bald reizt ihn das Mäntelschwingen der tänzelnden Kraftmänner mit seiner hohen Schule an Wendungen und Drehungen. Dann folgt das Lanzenstechen der Picadores, darauf das Spiel der Fahnenpfeile, der Banderillas. Es gilt sie dem Stier von vorn paarweis in den Nacken zu pflanzen. Unter Trompetenschall, mit Degen und Fahnentuch in der Hand naht der Matador dem Stier, der schon die Zunge heraushängen läßt. Eine Reihe geschickter Figuren weckt rauschenden Beifall. Endlich stößt der Gefeierte seinem Opfer den Degen bis an den Knauf in die Todesstelle, daß er alsbald in die Knie bricht. Ein Jubelgewitter prasselt auf den Sieger herab.

Heute fallen noch fünf weitere Stiere. Blutrauschgesättigt verteilt sich das Volk in die Manzanillakneipen und Bodegas bei der Puerta del Mar. Ostersonntag!

—⊡—

Die Straßen tanzen in Jerusalem

Von M. Y. Ben-Gavriel-Jerusalem.

Abdul Hamid, der letzte absolutistische Herrscher der Türkei, verstand es, sich auch das religiöse Fühlen seiner Untertanen zu Nutze zu machen. Auf ihn ist das Neb'musa-Fest zurückzuführen, das alljährlich am Freitag vor Ostern seinen Anfang nimmt und Tausende von Arabern in Jerusalem vereinigt. In erster Linie war es die Ueberflutung der heiligen Stadt durch christliche Pilger, der durch dieses Fest ein Gegengewicht geboten werden sollte, ferner der Gedanke, den latenten religiös-nationalen Fanatismus gegebenenfalls auf die Ungläubigen ablenken zu können. Es dürfte aber auch der Wunsch, die Wallfahrt nach Mekka, dem Herd so vieler antitürkischer Verschwörungen, zu beeinträchtigen, einer der Gründe gewesen sein, die diesen überaus schlauen Sultan vor etwa vierzig Jahren veranlaßten, dieses möglicherweise schon von Saladin zur Zeit der Kreuzzüge eingeführte Fest zu einer großen, die palästinensischen Araber zusammenfassenden Feier auszubauen. Jedenfalls aber gab den ersten Anlaß dazu die Absicht, in der auch den Mohammedanern heiligen Stadt gegen die verhaßten Ungläubigen zu demonstrieren.

An diesem Freitag nun tanzen die Straßen von Jerusalem im wahrsten Sinne des Wortes. Frühmorgens schon treffen die ersten Züge in der Stadt ein und sammeln sich auf dem Haram eschscherif (der sogenannten Omarmoschee), dem alten Tempelplatz. Während dies vor sich geht, findet in einem Hause der alten Stadt, das der großen Familie der Husseini gehört, die Uebergabe der Nebi-musa-Fahne statt, die, von Abdul Hamid gestiftet, sich während des Jahres in der Verwahrung dieser Familie befindet. Die Zeremonie selbst: Man stelle sich einen kleinen viereckigen Hof vor, von flachdachigen Häusern umgeben, die weiß und überkuppelt in der glühenden Hitze glosen. Alle Mauern und die Stiegen, die zum Frauenhaus führen, sind von schwarzverschleierten Frauen besetzt, während unten im Hof eng aneinandergepreßt etwa hundert Männer stehen. Aus dieser buntgekleideten Menge ragen rot, grün und violett die Fahnen König Davids, des Patriarchen Abraham und des Propheten Mohammed heraus, zu denen sich später die Fahne der Arbeiterpartei von Nablus gesellt. Hodjas mit weißen Turbanen kommen und gehen, zwei riesige, völlig weiß gekleidete Neger schlagen ununterbrochen auf riesige Trommeln. Schrille Blechmusik fällt ein — die Kapelle des Emir Abdallah von Transjordanien mit den merkwürdigen Kopfbedeckungen. Plötzlich brechen Gesang und Musik ab. Aus einem Gemach tritt, umgeben von grün beturbanten Abkömmlingen des Propheten, der Großmufti mit dem Fahnentuch heraus. Schwer und drückend mischt sich der süße Duft von Rosenöl, den leiser Wind vom Frauenhaus herabträgt, mit dem scharfen Geruch von Räucherwerk, dessen Wolken aus einem Räucherbecken aufsteigen. Eine endlose Minute tiefsten Schweigens, bis plötzlich, da der Mufti das Fahnentuch auf der Stange befestigt, eine Frauenstimme vom Dach den gellenden Ruf ausstößt: „Allah il allahu w'muhammad rhasul allah!" Sie wiederholt ihn, ohne abzusetzen, einige Male, um dann in ein nervenaufpeitschendes, rasendes Trillern überzugehen, das, sich immer steigernd, wie ein Funke auf die anderen Frauen überspringt und, in rasender Ekstase hervorgestoßen, die in diesem Augenblick aufbrechende grelle Musik unterstreicht. Dann wieder brechen mit einem Schlag Musik und Trillern jäh ab, und nur die dumpfen Trommeln setzen monoton zum Gebet des Mufti und der Hodjas über, mehrmals unterbrochen von dem im Chor gesprochenen „Amin" der Menge. Dann wird die Fahne in die Moschee gebracht, wo unübersehbar die Pilger in der glühenden Mittagshitze harren.

Zwei Stunden später findet der Auszug der Pilger durch das Löwentor statt, wo die Straße nach Jericho ihren Ausgang nimmt. Die Stadtmauer, die kakteenbewachsenen Steinwälle am Rande der schmalen Straße und die in weißen Staub getauchten Hügel am muslimischen Friedhof sind mit Tausenden von Menschen bedeckt, deren bunte Masse ein unvergeßlich phantastisches Bild bietet. Rufe, Pferdewiehern, das Klappern der Tamarindenwasserverkäufer, Kindergeschrei. Plötzlich dringen dumpfer Trommelton und monotoner Gesang aus der Stadt. Der Zug ist aufgebrochen. Und schon kommt die erste Gruppe, von Derwischen und Hodjas geführt — grün sind ihre Kleider, grün oder weiß die Turbantücher, — aus dem schmalen Tor heraus. Langsam, immer wieder Halt machend, rückt hinter ihnen der Zug vor. Ein Wald von Fahnen schwebt über den Köpfen Plötzlich tauchen die ersten Schwertträger auf. Beduinen, aber auch Fellachen tanzen mit dem blanken Schwert in der Hand im Takte der Flöten, deren monotones Viertaktlied faszinierend wirkt. Männer, halb nackt, reiten auf den Schultern Begeisterter, das Schwert schwingend, die Gasse, die ihre Gruppe bildet, hin und her, immer wieder ein aus vier Takten bestehendes (meist politisches) Lied singend, das vor der Freiheit der arabischen Nation handelt und von der Gruppe ununterbrochen wiederholt wird. Fanatisch glühende Augen gleiten vorüber. Beduinen, wilde Burschen, mit langen schwarzen, in Zöpfen geflochtenen Haarsträhnen, kommen hinter einem Flötenspieler in einer breiten Kette heran, wobei sie, einen monotonen Bauchtanz ausführend, sich bei jedem dritten Schritt vorfallen lassen. Drei Männer hinter ihnen. Einer auf der Schulter des anderen. Der oberst hält das Schwert: er setzt es sich auf das geschlossene Augenlid. Die Menge beult auf. Beduinenweiber, blau tätowiert, mit Ringen in der Nase, die in dichten Gruppen — manche von ihnen übrigens hinreißend schön — unter den Kakteen sitzen, brechen in schrille Schreie aus, da die Männer ihrer Sippe heran kommen. Der Blick wird von ihnen abgelenkt, da zwei alte Männer mit den Bewegungen von Jünglingen einen Schwertkampf — seit zwei Stunden schon tanzen sie! — aufführen: klirrend schlagen die Eisen aneinander, auf die kleinen Schilde, fliegen in die Luft, um wieder aufgefangen zu werden. Immer wieder ertönen Viertaktlieder, und ununterbrochen kommen neue Menschen, tanzend und immer wilder werdend, aus dem Tor der Stadt in das glühend weiße Licht der Landstraße. Man hat das scheue Gefühl, daß diese ungeheure, zur letzten Ekstase bereite Menge alle Schranken niederreißt, sobald nur ein Tropfen Blut irgendwo sichtbar wird, und daß es dann zu einem allgemeinen Blutvergießen kommen muß, wie schon so oft anläßlich des Nebi-musa-Festes, trotz der mit Gewehren und Holzkeulen bewaffneten Polizeisoldaten, deren Pferde die besonders gefährlichen Gruppen abriegeln. Es bleibt aber keine Zeit zum Nachdenken; denn plötzlich peitscht von den Hängen wieder das markerschütternde Trillern der Frauen die Luft: die Nebi-musa-Fahne kommt, die Fahne des Propheten. Grün und schwarz schwankt sie unter der im Sonnenlichte blendenden goldenen Spitze über den trommelnden Negern, über den Köpfen der rasenden Menge; hinter ihr die Hodjas zu Pferde in ihrer Mitte der Großmufti. Zehntausend Kehlen brechen in ein Lied aus, tausend Weiber trillern, Flöten spielen, Messingbecken und Schwerter klirren. Da und dort fällt einer in kataleptische Krämpfe. Ueber allem schwankt unbeirrt die Nebi-musa-Fahne zum angeblichen Grabe des Moses, wo sie acht Tage lang auf einem Berge in der Nähe von Jericho der Mittelpunkt eines fanatisch-ekstatischen Taumels sein wird. Keinem Ungläubigen ist es gestattet, den Umkreis dieses Wallfahrtsortes zu betreten.

Wenn die Pilger Jerusalem verlassen haben, ohne daß Blut geflossen ist, das heißt, wenn auch die Chalilije, die Hebroner, die schlimmsten Fanatiker, durch das Löwentor abgezogen sind, — aus Sicherheitsgründen ein paar Tage nach den anderen — dann atmet die Stadt auf. Denn so interessant und fesselnd die tanzenden Straßen von Jerusalem sind, so vergißt man doch nie, daß Ostern die kritische Zeit ist, da ein Ruf, ein Tropfen Blut schon genügen kann, mehr als die zwanzig Betten zu füllen, die das Hadassah — Hospital — für diesen Tag bereit hält.

Ostereier

Von Karl Hans Strobl.

Zur österlichen Auferstehungsseligkeit im sonnigen Jugendland — meine Heimat ist die deutsche Stadt und Sprachinsel Iglau an der böhmisch-mährischen Grenze, gutes deutsches Land, wie irgend eines im Herzen Deutschlands — gehört die farbenfreudige Frühlingsbunthett des Ostereies. Der Osterhase war uns ein unbekanntes Tier. Alter Brauch wollte es, daß am Ostermontag die jungen Burschen mit dem Frühesten auszogen, um ihre weiblichen Bekannten mit bunt geschmückten Weidenruten zu „schmeckostern". Einige Streiche (sie fielen draußen im Dorfe, manchmal recht bäuerlich derb aus) mit dieser Rute bewirkten, daß man das Jahr über von Krankheit und allerlei sonstigem Ungemach des Lebens verschont blieb. Als Dank empfingen die Jungen bei diesem heiterschalkhaften Liebesspiel Ostereier in allen Farben, und manchmal waren sogar „gemalte" darunter. Sie zeigten auf farbigem Grund bescheidene Verzierungen, Ranken, Herzen, Blumen und bisweilen auch sinnige Sprüchlein dazu, wie etwa: „Dein Herz und mein Herz sind ein Herz". Das Ostereiermalen war eine eigene Kunst, Farben, Wachs, eine gespaltene Kielfeder und Scheidewasser Werkzeug und Ingredienzien, und die Künstlerinnen, zumeist einfache Bauernweiber, suchten einander an Sauberkeit der Ausführung, Leuchtkraft der Farben, eigenartiger Umwandlung der alten Motive zu übertreffen.

Hute übt daheim ein einziges altes Weiblein diese Kunst aus, mit geschwächten Augen, unzulänglichem Material, ohne rechte Freude an einer Arbeit, nach der niemand fragt und die niemand mehr Freude bereitet. Eine uralte Volkskunst ist im Verkommen und Erlöschen.

Wenn man in Prag um die Osterzeit über den Graben geht, dann wird man kaum einen Laden übersehen können, der die köstlichsten und lustigsten Dinge tschechischer Volkskunst dem Beschauer entgegen hält: Holzschnitzereien, Stickereien, ursprüngliche Glasbläsereien und mitten darunter ganze Körbe voll „gemalter" Ostereier in der grellen und freudigen Buntheit tschechischen Geschmacks.

Ueber die wehmütige Verklärtheit von Jugenderinnerungen hinaus will diese scheinbar belanglose Betrachtung ins Sinnbildhafte. Sie deutet auf den Unterschied zweier Völker von denen das eine, groß an Zahl, wichtig durch seinen Lebensraum, durch seinen Beitrag zur geistigen Gestaltung der Menschheit, seine Stellung im Haushalt der Kultur, das Bild vollständiger Verwirrung und Zerfahrenheit bietet, während das andere, ein Zwergvolk neben seinem riesigen Nachbar, die Welt gezwungen hat, von seinem Dasein Kenntnis zu nehmen, seine Leistungen anzuerkennen, sich mit ihm zu beschäftigen und auf seine Stimme zu hören, die es mit Nachdruck abzugeben weiß.

Es ist ein Volk, das sich trotz seines geringen Gewichtes groß weiß darin, ein Volk zu sein mit eigenen Lebensformen, eigenem Brauchtum einem festen politischen Willen, der seinen Weg und sein Ziel kennt. Es richtet seinen Blick nach Paris, es ist westlich orientiert, aber in entlegenen slawischen Dörfern üben unzählige Bauernweiber die lustige Kunst des Ostereiermalens und in den Straßen seiner Hauptstädte werden die Erzeugnisse dieser unbekannten Künstlerinnen mit Stolz im prunkvollsten Laden zur Schau gestellt.

Es ist der Stolz auf das Eigenwüchsige, das Erdverwachsene, das Volkstümliche, auf die eigene Geschichte und auf die werktätige Gemeinschaft eines Volkes, der daraus spricht.

Wir aber lassen alles das, was unserer Heimatverbundenheit dient, was unsere Art von der anderer unterscheidet, was unsere Gemeinschaft betont und ausdrückt, verkommen und verfallen, wir schämen uns unserer Wesenhaftigkeit und wollen den anderen darin voran gehen, uns ehestens zu entvolken und dem Götzen Masse alles aufzuopfern. Wir sind blind dafür, daß der Erfolg das große Ja der Geschichte jenen Nationen sich zuneigt, die nicht Masse sein wollen, sondern Volk.

Volk ist durch Geist belebte, gegliederte und durch Geist geführte Masse. Masse ist elementarisch, stumpf, tierisch, dumpf, sie ist Chaos. Kosmos wird sie erst durch den Geist, der in sie eindringt und sie lehrt, was das ist: Gemeinschaft. Gemeinschaft ist Zusammenwirken des Einzelnen mit dem Ganzen, Rücksicht des Ganzen auf das Wohl des Einzelnen. Die falsch verstandene Gemeinschaft von heute beginnt aber damit, daß der Einzelne sein Wohl der Gemeinschaft zur Pflicht macht, anstatt zuerst seine Opfer für sie zu bringen. Jede wahre Gemeinschaft muß mit solchem Opfer ihren Anfang nehmen: Opfer an Behagen, an Gut, an Freiheit, an persönlicher Geltung.

Der deutsche Mensch von heute aber hat sich angewöhnt in die Gemeinschaft einzutreten, nicht mit der Frage: Welche Pflichten habe ich zu übernehmen?, sondern: Welcher Vorteil erwächst mir daraus?

Es ist die Pest des Diesseitsglaubens, die unser ganzes Volk vergiftet. Keine wahre Gemeinschaft aber kann bestehen ohne Verankerung im metaphysischen Urgrund des Daseins, ohne den Glauben an einen letzten göttlichen Grund ihres Bestehens, an eine irrationale Quelle ihrer Berufung. Keine Gemeinschaft ohne Glauben an ihre Sendung. Wie besteht vor solchen Fragen nach den letzten metaphysischen Wurzeln des Seins die Gemeinschaft, die sich heute am meisten bläht und vordrängt: die „Partei"? Der Parteigeist wächst auf der geilen, verpesteten Dungstätte, auf dem Giftacker des Diesseitsglaubens.

Volkheit aber wurzelt tief im dunkeln Schoß des Seins, sie gehört zu den Dingen, wo die Fragen ihren Sinn verlieren. Warum sind die Steine hart? Warum ist die Luft unsichtbar? Warum fließt das Wasser abwärts? Warum ist dieses Volk so und jenes anders? Hier gibt es keine andere Antwort, als demütiges Hinnehmen des Gegebenen.

Volkheit geht hervor aus dem Glauben, wird aufgebaut und geführt durch den Geist und legt Pflichten auf. Die Pflicht der Verantwortung vor allem. Heute drückt sich jeder vor jeder Art der Verantwortlichkeit. An solchem feigen Wegschleichen erkennst du den niederen Menschen. Frei und stolz trägt der Höhenmensch seine Verantwortung vor sich selbst und seinem Volk. Aber dieser Freiheit und diesem Stolz ist Demut gesellt vor dem Unerkennbaren und durch keine Weisheit zu Ergründenden. Nur die berufsmäßigen „Freidenker" wissen alles, die Menschheit hat es „herrlich weit gebracht", und der liebe Gott ist abgeschafft — auf Parteibeschluß! —

Wir aber wollen demütig sein am Werk und stark im Glauben und uns keines geringeren Tuns schämen, in dem sich der Geist der Volkheit früh lingshaft offenbart, und sei es auch das bescheidene Malen eines Ostereies.

Als ich die alte Frau in meiner Heimat fragte, ob sie denn niemand habe, dem sie ihre Kunst (die ach so geringen Ueberreste alter Uebung) zu vererben gedenke, da antwortete sie mir, ihre Kinder und Enkel hätten nichts dafür übrig und gingen lieber ins Kino.

Man kann nicht aufstehen und gegen das Kino predigen und das Radio und gegen die neue Formung der Welt. Aber könnte nicht in dieser neugeformten Welt auch ein Winkel übrig sein, wo — sinnbildlich gesprochen — Ostereier gemalt werden, nicht als Museumsbetätigung, sondern als ein Stück lebendigen Lebens von heute Und schon rührt sich eine neue Jugend, die altes Brauchtum wieder belebt, alte Volkstänze, alte Schauspiele, alte Volkslieder. Sie trägt den Ostergiauben unserer Volkheit in die Zukunft.

Aber, ich frage, muß sie dabei nach Parteien organisiert sein? Wann kommt die Erkenntnis der wahren Gemeinschaft, in der das Wort „Partei" zu einem Schimpfnamen geworden ist und in der jeder froh ist der Verantwortung, die er fürs Ganze tragen darf? Das wird dann die Zeit des großen deutschen Ostern sein.

—⊡—

In der Sekten-Ecke

Ein politischer Osterausflug ins Morgenland

Von Dr. Rudolf Brühl, z. Zt. Haifa.

Als ich zum ersten Male aus der Grabeskirche zu Jerusalem heraus trete, sehe ich ein paar wunderlich gekleidete Priester. Mein Begleiter, wohlerfahren in derolei chen Dingen, erklärt, es seien abessinische Geistliche, und ich will meine Bildung zeigen: „Kopten also?" Sofort aber werde ich ausführlich belehrt, daß da noch ein kleiner Unterschied sei, obwohl diese Priester dem koptischen Bischof von Kairo unterständen. Beim Photographieren halten sie ganz vergnügt still und entwuppen sich überhaupt als gutmütige, nahe Herren.

Es gibt andere. Weniger naiv, weniger gutmütig, erfüllt von fanatischer, politischer Sucht. In dem Viereck, das man sich zwischen den Punkten Bagdad, Mosul, Alexandrette, Jerusalem, Bagdad vorstellen möge leben christliche, halbchristliche, muselmanische und halbmuselmanische Sekten, von denen sich der Mitteleuropäer kaum eine Vorstellung macht und die doch in der Politik des Vorderen Orients eine ganz erhebliche Rolle spielen!

Der arglose Mitteleuropäer hat erst vor ein paar Jahren von den Drusenaufständen gehört, die der unfähigen französischen Mandatsverwaltung in Syrien soviel Arbeit machten und sie Blut, Geld und Lügen kosteten. Das alles